

Eigene kulturelle Artikulation ermöglichen

Zeitschrift für Entwicklungspädagogik 12 (1989) 3, S. 10-12



Quellenangabe/ Reference:

Mazibuko, Bongani [Interviewer]: Eigene kulturelle Artikulation ermöglichen - In: Zeitschrift für Entwicklungspädagogik 12 (1989) 3, S. 10-12 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-243836 - DOI: 10.25656/01:24383

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-243836>

<https://doi.org/10.25656/01:24383>

in Kooperation mit / in cooperation with:

ZEP Zeitschrift für internationale Bildungsforschung
und Entwicklungspädagogik

"Gesellschaft für interkulturelle Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik e.V."

<http://www.uni-bamberg.de/allgpaed/zep-zeitschrift-fuer-internationale-bildungsforschung-und-entwicklungspaedagogik/profil>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

ZEP

Zeitschrift für EntwicklungsPädagogik

3



**Vielfalt statt Einfalt
Interkulturelles Lernen II**

ZEP 3

Zeitschrift für EntwicklungsPädagogik

12. Jahrgang, September 1989

Inhalt:

Rolf Arnold Umgang mit Fremde(n): Zur Professionalisierbarkeit interkulturellen Handelns	2
Alexander Kaestner Fremd ist der Fremde nur in der Fremde. Ein Reisebericht	8
Eigene kulturelle Artikulation ermöglichen	10
Programm für Interkulturelles Christliches Lernen	14
Roswith Gerloff Übersetzungsprozeß eines Projektes in den Kontext der BRD	16
Forum Ökumenisches Interkulturelles Lernen	17
Gottfried Orth Überlegungen zur Praxis interkulturellen Lernens	20
Barbara Riek: Von den Formeln zur Realität	21
Alfred K. Tremel Lernziel: Frieden? Sprachanalytische und theorietechnische Probleme einer Friedenspädagogik	22
Rezensionen	29
Informationen	32

Editorial

Die gesellschaftlichen und politischen Probleme und die als multikulturell zu beschreibende Gesellschaft in der BRD sind Ausgangspunkte interkulturellen Lernens. Dies zeigt zum einen: Pädagogische Reflexion ist orientiert an gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen. Zum anderen aber stellt die Frage nach der Eigenständigkeit pädagogischer Konzepte gegenüber gesellschaftlichen Notwendigkeiten und politischen Entwicklungen. So scheint mir die Konjunktur interkulturellen Lernens durchaus ambivalent.

In diesem Kontext wollen die Beiträge dieses Heftes zur Klärung von Praxis und Konzeptualisierung interkulturellen Lernens beitragen. Im Mittelpunkt steht dabei die Vorstellung einer Initiative interkulturellen Lernens aus Frankfurt: die Vorgeschichte in Birmingham, eine aus diesen und anderen Erfahrungen entstandene programmatische Erklärung sowie deren beider begonnene Umsetzung in der BRD. Die Initiative ist entstanden im Kontext der evangelischen Kirche. Doch was hier gelernt wurde, ist übertragbar in andere Zusammenhänge unserer Gesellschaft. Andere Überzeugungen können an die Stelle des hier gelebten christlichen Glaubens treten. Er beansprucht keine Exklusivität, sondern will seine Möglichkeiten einbringen in interkulturelle und interreligiöse Begegnungen und deren Diskurs. Daneben bieten der Beitrag von R. Arnold und meine Thesenreihe weitere Anregungen zur Diskussion interkulturellen Lernens.

Über dem Lesen der Artikel soll freilich nicht vergessen werden: Interkulturelles Lernen entsteht nicht an Schreibtischen, sondern vollzieht sich in meist konflikthaften Begegnungen, in gesellschaftlichen Diskursen und politischen Auseinandersetzungen. Die Arbeit an den Schreibtischen ist „lediglich“ (Selbst-) Reflexion solcher Prozesse. Daß die hier zusammengestellten Aufsätze dazu einen Beitrag leisten können, hoffe ich.

Das vorliegende Heft ist als Fortsetzung und Ergänzung der Ausgabe 6.Jahrgang 1983 Nr.2/3 konzipiert. Der Titel der damaligen Publikation lautete „Fremdes wahrnehmen - Eigenes entdecken. Interkulturelles Lernen“

Gottfried Orth

Eigene kulturelle Artikulation ermöglichen

Roswith Gerloff und Bongani Mazibuko waren die ersten Direktoren eines Projektes, das heute den Namen „Centre for Black and White Christian Partnership“ trägt, ein von der Universität Birmingham, dem Britischen Kirchenrat und den Selly Oak Colleges gefördertes Ausbildungsprogramm. Die deutsche Theologin und Pfarrerin gründete das Projekt im Jahr 1978 mit der Unterstützung sowohl weißer als auch schwarzer Organisationen. Der schwarze Pädagoge und Theologe, der heute an der Universität Pretoria lehrt, stieß 1980 mit einem Forschungsauftrag dazu und wurde dann Kodirektor in dieser Arbeit. Das folgende Interview entstand 1988, nachdem beide in ihre Länder, und d.h. in ihre je eigenen sozialen, politischen und religiösen Kontexte zurückgekehrt waren. Es wurde zuerst in englischer Sprache in der Festschrift zum zehnjährigen Bestehen des Zentrums veröffentlicht und erscheint hier in gekürzter und leicht veränderter Form. Die Übersetzung besorgte Roswith Gerloff.

B.M.: Roswith, was genau hat Dich dazu gebracht, dieses Projekt zu starten?

R.G.: Das ist eine ziemlich komplexe Frage. 1972/73 war ich mit einem Forschungsauftrag zuerst über die westindischen (karibischen) pentekostalen Gruppe (1) und dann über die Bewegung der schwarzen unabhängigen Kirchen (2) in Britannien als ganzes beschäftigt. Als ich mit deren Leitern und Mitgliedern sprach — alles Arbeitnehmer auf der Unterseite der Gesellschaft — stieß ich auf zwei dringende Bedürfnisse: einmal danach, mit ihren englischen Mitbürgern auf gleicher Ebene zusammenzutreffen; und zweitens nach elementarer Anerkennung, d.h. nach Ausbildungsformen, die ihnen die Artikulation ihrer je eigenen Kultur und Theologie in der Gesellschaft ermöglichten, in der sie nun lebten.

B.M.: Könntest Du die Vision genauer beschreiben, die Dich motivierte, dieses Zentrum aufzubauen?

R.G.: Ich bin mir nicht sicher, ob ich eine präzise Vision hatte, außer daß ich mich wie nie zuvor irgendwie gedrängt fühlte, etwas zu tun — ein Drang, der mich bis heute nicht verlassen hat. Ich bin in Hitlerdeutschland geboren und aufgewachsen, und ich spürte eine ähnliche Gefahr in der britischen Gesellschaft, nämlich der Ausgrenzung von Menschengruppen aufgrund ihrer Religion und Abstammung. Oder besser, ich spürte, daß Christen, wenn sie diesen Namen verdienen, die Aufgabe hatten, dem ein waches Bewußtsein entgegenzusetzen. Zwei Bilder begleiteten mich. Eines war ein Treffen in Handsworth (dem multikulturellen Ghetto von Birmingham), das unter Beteiligung des damaligen anglikanischen Bischofs stattfand, bei dem das intensive Bedürfnis nach mehr Aus-

tausch, Auseinandersetzung, Miteinanderteilen und Voneinanderlernen ganz deutlich wurde. Das andere Bild ist die biblische Parabel von den Menschen, die von Süden und Norden, Osten und Westen zusammenkommen und an einem Tisch sitzen, — wobei, wie Jesus sagt, die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein werden. Ich sah dieses als den runden Tisch, an dem Menschen aller Rassen und Kulturen miteinander in Gleichheit, Gerechtigkeit und nüchterner Liebe das teilen, was sie besitzen. Das bedeutet auch, Mittel und Wege zu finden, diese Vision in der gegenwärtigen Gesellschaft zu verwirklichen.

B.M.: Das klingt wie der Vorgesmack einer himmlischen Utopie. Aber die Dinge geschehen nicht immer so, wie wir sie uns vorstellen. Ich bin sicher, Du stießt auf viele Probleme in dem Versuch, die Vision zum Leben zu bringen?

R.G.: Ja, in der Anfangszeit war ich sehr allein. Ich arbeitete nur mit einer Aushilfskraft in einem winzigen Büro. Da aber die Reaktion auf das neue Kursprogramm viel größer war als selbst ich mir vorgestellt hatte, wurde es schnell klar, daß nicht alles von einer einzigen Person zu leisten war. Dafür gab es zu verschiedene Aspekte zu beachten. Schon damals ist mir das Alleinstreitertum im pädagogischen Bereich gründlich ausgetrieben worden. Ich weiß nicht, wie ich fertig geworden bin: Ich mußte all die Kontakte zu den schwarzen Gemeinden, die sich innerhalb meiner fünfjährigen Forschung gebildet hatten, weiter verfolgen. Ich mußte einen völlig neuen Universitätskursus entwickeln, der, aufbauend auf den Traditionen und Erfahrungen dieser Gruppen, christlichen Glauben und christlichen Leben, im interkulturellen oder dialogischen Sinn verstand. Ich

mußte Wochenendseminare organisieren, die in den Zeitplan von Arbeitnehmern, vornehmlich Arbeitern, paßten und dafür sorgen, daß Studenten, Dozenten und Gäste essen und schlafen konnten. Ich mußte meinen Kollegen von der Universität helfen, eine erste Ahnung davon zu bekommen, welche Sorte von Leuten da plötzlich in großen Scharen die Kurse bevölkerten. Und zusätzlich mußte ich mich um die Finanzen kümmern. Erst im zweiten Halbjahr wurde eine vollzeitliche Sekretärin eingestellt, Pamela McIntyre, eine Westinderin, die in Jamaica geboren, in London zur Schule gegangen war und in Kanada gearbeitet hatte. Ihr danke ich nicht nur ein funktionierendes Büro, sondern auch die Verbesserung meiner englischen Sprachkenntnisse, die so zu einem nützlichen Instrument der Kommunikation mit Westindern, Afrikanern und Briten gleichermaßen wurde.

Ein anders schwieriges Problem war es, Räume zu finden. Bald waren wir drei Mitarbeiter in einem Zimmer, und um ein konzentriertes Gespräch zu führen, hatte ich in das allgemeine Dozentenzimmer auszuweichen. Räume für die Seminare mußten angemietet werden, und die Kollegen fühlten sich bald von Schwarzen überschwemmt. Unser Zeitplan lief natürlich den normalen Unterrichtsabläufen glatt entgegen. Die Ölkrise bedeutet, daß die Räume an Wochenenden unbeheizt blieben und wir unsere eigenen Gasheizkörper heranzuschleppen hatten. In das Samstagabend Forum nahmen unsere Teilnehmer ganz selbstverständlich ihre Freunde und Angehörigen mit. Wie Walter Hollenweger einmal sagte: Als der Heilige Geist schwarze Menschen in die weißen Unterrichtsstätten schickte, wurde er zum kulturellen und rassischen Störfaktor!

B.M.: Könntest Du einen kurzen Abriss der Geschichte des Projekts vor seinem Start geben?

R.G.: Es gab zwei Konferenzen und ein Pilotprojekt. Auf der Dartmouth House Conference in London 1976, die unter den Auspizien des Britischen Kirchenrates stattfand, legten wir das Fundament, von nun an weitgehend Ressourcen mit den ethnischen Minoritäten teilen zu wollen. Das bezog sich nicht nur auf den Gottesdienst (das war schwer genug), sondern auch auf die Überlassung von Gebäuden und auf die Ausbildung. Auf der Luton

Conference 1977 erschienen über siebzig Führer ethnischer Minoritäten und schwarzer Kirchen aus dem ganzen Land, was zu einem gemeinsamen Beratungsausschluß führte, dessen ständige Beraterin ich drei Jahre lang blieb. Im Dezember 1977 starteten wir im Bereich Ausbildung mit der Universität ein Pilotprojekt, das wir „Small Beginning“ („Kleiner Anfang“) nannten und zu dem über vierzig schwarze Teilnehmer kamen, die Wert auf eine interkulturelle und interrassische theologische Ausbildung legten! Zwanzig Jahre lang war nichts passiert, weder im kirchlichen noch im säkularen Bereich. Seit den fünfziger Jahren hatten Schwarz und Weiß in einer Straße gewohnt, aber nie eine Tasse Tee miteinander getrunken, ganz zu schweigen vom Austausch ihrer kulturellen, sozialen oder spirituellen Einsichten und Kompetenzen.

B.M.: Wie hast du eigentlich die Situation getestet?

R.G.: Nun, es gab zwei schwierige Entscheidungen. Die eine war eine Gewissensfrage, nämlich, meine Forschungsunterlagen zu öffnen, die Information über Hunderte von schwarzen Gruppen und Gemeinden enthielten. Dies tat ich nur, weil die schwarzen Führer selber mich dazu ermutigten. Denn es bestand die reale Gefahr, daß z.B. Adressenlisten von der „National Front“ oder anderen faschistischen Organisationen mißbraucht werden könnten.

Der andere Test war, ob es wirklich möglich sei, das Wagnis eines interrassischen Teams zu verwirklichen, mit der Universität, den Selly Oak Colleges und den schwarzen Führern. In einem Projekt, das auf den Bedürfnissen und Erfahrungen der Betroffenen aufbaute, konnte keiner ohne die anderen arbeiten!

B.M.: Was für Studenten hattet Ihr im ersten Jahr?

R.G.: Von vielen Bewerbern durften wir nur 25 in den Kursus aufnehmen. Jedoch waren sie, mit einer einzigen Ausnahme, alle schwarz. Das geriet zu einem wirklichen Handicap, zumal die Dozenten damals noch alle weiß waren. Die Teilnehmer waren ja gekommen, um sich in erster Linie partnerschaftlich auseinanderzusetzen. Wir mußten also schnell reagieren, um nicht unser Image gleich zu Beginn zu beschädigen. Zunächst legten wir die Diskussionsleitung für eine Einheit immer in die Hände der „Studenten“. Vor allem stellten wir aber vom zweiten Jahr an sicher, daß jeweils ein Drittel der Teilnehmer weiß waren. Dazu verhalf uns auch die Universität, die einen unterbesetzten Abendkursus einfach auf uns überstellte.

So sahen sich die englischen Teilnehmer plötzlich einer schwarzen Majorität gegenüber, was ungemein heilsam für den Lernprozeß war.

B.M.: Wer hat Dir bei der Entwicklung des Lehrplanes und beim Unterrichten geholfen? Du hast die ganze Bürde ja nicht allein getragen?

R.G.: Natürlich nicht. Wie schon angedeutet, wurde der Lehrplan zusammen mit den Verantwortlichen der schwarzen Gruppen und Gemeinden aufgestellt — sonst wäre ja auch keiner gekommen. Selbstverständlich halfen meine Forschungskennntnisse über die Strukturen und Traditionen der schwarzen Gesellschaft dabei. Auch hatte ich die kräftige Unterstützung von Professor Walter Hollenweger. Vor allem aber hatte ich die wunderbare Erfahrung, mit einem der besten Erwachsenenbildner zusammenzuarbeiten, der mir je begegnet ist, Dr. Michael Goulder, Dozent im Neuen Testament und leitender Studiendirektor für den zweiten Bildungsweg beim „Extramural Department“ der Universität. Wir nahmen uns beide sozusagen bei der Hand, er, indem er mir half, Eingang in eine britische Universität zu finden, und ich, indem ich ihm half, die schwarze Szene zu verstehen. Alles aber wäre umsonst gewesen, hätten die Teilnehmer selber nicht kooperiert und den Kursus nach ihren Einsichten und Erfahrungen entworfen. Wir waren auf dem Weg zu einer Arbeiteruniversität.

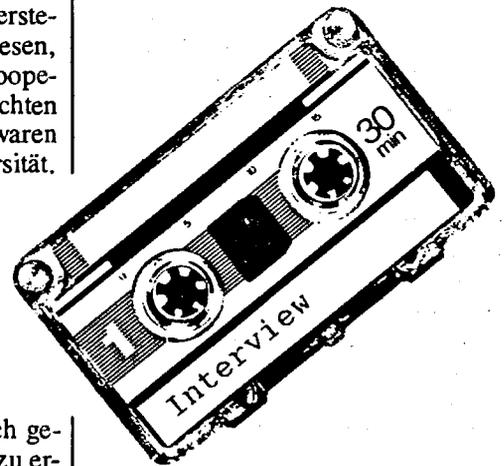
B.M.: Welche Methoden haben Dich geleitet, um dieses besondere Projekt zu ermöglichen?

R.G.: Der Kursus war und ist ein schon bestehender Zertifikatskursus in vier Fächern, von denen je zwei am Ende eines jeden Jahres examiniert werden. Der „Standard“ wurde also durch die Universität gesetzt. Ich erinnere mich aber, daß ich schon vor dem Start ein Papier über die notwendigen pädagogischen Strategien entwarf, die ein solches Wagnis voraussetzte. Sie basierten auf der Methode Paolo Freires in seiner „Pädagogik der Unterdrückten“, übersetzt in die Situation einer multirassischen/multikulturellen Gesellschaft in Europa. Ich erinnere mich auch sehr wohl, wie der erste Universitätslehrer, der mit mir unterrichten sollte, gleich wieder ausstieg, weil er sich in seinem Expertentum bedroht fühlte. Ihm wurde einfach bange vor einem Ansatz, der die tradi-

tionelle Lehrer/Schüler- oder Subjekt/Objekt-Beziehung auflöste, jede(n) TeilnehmerInnen zu „ExpertInnen“ in eigener Sache machte und die Verantwortung für das Programm in die gemeinsamen Hände von DozentInnen und StudentInnen legte — wobei auch emotionale Erfahrungen wie Feiern, Mahlzeiten, Foren und Gottesdienste als pädagogische Elemente erfahren wurden. Michael Goulder, selber Agnostiker, fragte mich vorher skeptisch, ob hier gebetet, getanzt oder studiert würde, und ich antwortete, mit diesen Leuten täten wir wohl alles zusammen.

B.M.: Noch einmal, was war Deine spezifische Vision?

R.G.: Das Zentrum war konzipiert als ein Umschlagplatz zwischen der „Ersten“ und der „Dritten“ Welt vor unserer Haustür, den etablierten und mehr charismatischen Traditionen, den schriftlichen und mündlichen Kulturen, schwarz und weiß, arm und reich. Es wurde verstanden als ein Partnerschaftsmodell auf allen Ebenen, um den Zwängen verhärteter Traditionen entgegenzuwirken und durch diskriminierende und ausbeuterischen Strukturen hin-



durchzubrechen. Es entwickelte sich so auch zu einem alternativen Modell weltweiter Kommunikation von ChristInnen, weil es auf Beziehungen von unten und nicht auf Repräsentation von oben aufbaute. Auf diese Weise hofften wir, Menschen ganz verschiedener Richtungen so auszurüsten, daß ihr jeweiliges Potential relevant werden könne in einer rassistischen Gesellschaft. „Fremde“ vorher ausgegrenzt und in ihrer elementaren menschlichen Würde verletzt, wurden so zu bereichernden „Nächsten“. Es gelang uns dann auch, einfach durch den Erfolg dieser Methode, den Zertifikatskursus als Zulassung zu weiteren universitären Studien und Graden anerkennen zu lassen!

R.G.: Aber, Bongani, was hat Dich eigentlich aus Südafrika in dieses Projekt gebracht?

B.M.: Wie Du weißt, kam ich zunächst einmal wegen meiner Doktorarbeit. Mein zukünftiger Supervisor, Professor Hollenweger, schlug mir vor, meine beiden Ausbildungsgänge, den pädagogischen und den theologischen, sinnvoll so zu verbinden, daß ich dieses Projekt begleite und es mit ähnlichen Ansätzen in Nordamerika und Südafrika vergleiche.

R.G.: Es muß für Dich als Südafrikaner ziemlich fremd gewesen sein, Dich in einem vorwiegend weißen Lande in einem vorwiegend schwarzen Kursus vorzufinden?

B.M.: Ich merkte, dieses war eine ausgezeichnete Chance, Teil einer Erfahrung zu werden, in der Leute ganz unterschiedlicher Herkunft in einen kontinuierlichen Prozeß des Austausches und der Interaktion geraten — und zwar von Person zu Person. Zusätzlich lernte ich eine Menge über die verschiedenen Einstellungen und Verhaltensweisen von Briten, Westindern und Afrikanern, die nun in einer Nation zusammenleben. Das war für mich ein ausgesprochen nützlicher Kontext, Strategien der Versöhnung zu entwickeln, die mit helfen würden nach meiner Rückkehr in die multirassische Situation meines eigenen Landes.

R.G.: Was war und ist für Dich das Besondere an der Arbeit des Zentrums in Birmingham?

B.M.: Der für mich besondere Aspekt ist, daß ich durch dieses Zentrum das erstmalig die Erfahrung machte, was es bedeutet, mit gemischten Gruppen oder interkulturell zu arbeiten. Während meiner gesamten Ausbildungszeit in Südafrika, in der Schule, an der Universität und am Seminar, waren wir ausgegrenzt. Hier aber hatte ich das Privileg, in einem Prozeß involviert zu sein, der einen besseren Kontext für Koexistenz, gegenseitige Achtung und effektive Anerkennung zu schaffen versuchte. Das ging nicht ohne Schmerzen und Konflikte ab. Aber es hat mich mit einem nützlichen Instrumentarium für die Situation meines eigenen Landes versehen, was umso wichtiger ist, als dort die Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft verloren geht.

R.G.: Hast Du einen Wunsch für die Arbeit?

B.M.: Ich kann keinen Rat geben, aber einen Wunsch äußern. Wer immer an dieser „Pädagogik der Unterdrückten“ oder der Dekolonisierung des Denkens beteiligt sein will, muß auch demütig genug sein, sich selber einen Umbildungsprozeß zu unterziehen, besonders wenn er/sie LehrerIn, DozentIn oder ErmöglicherIn in die-

sem Programm sein möchte. Wenn wir nur ein paar Leute zusammenwürfeln und auf ein Wunder hoffen, wird eher Schlimmes als Gutes geschehen. Wenn wir nämlich ein Projekt kritisch beurteilen und wirklich etwas bewirken wollen, dann müssen wir über das *wie* nachdenken, die Natur der Probleme — auch in uns selber — verstehen, Methoden zu ihrer Überwindung entwickeln und sowohl über den Grad der Befriedigung über das Erreichte als auch über unsere Fehler reflektieren. Nur, wer willens und bereit ist, Hilfe anzunehmen und aus seinen eigenen Konflikten zu lernen, wird nützlich für ein solches Training werden.

Aber was war und bleibt für Dich das Besondere am Leben des Zentrums?

R.G.: Das Zentrum in Birmingham scheint einige Methoden und Strukturen entwickelt zu haben, die jedenfalls in Europa einmalig sind. Irgendwie ist es uns in den Kursen und im Mitarbeiterteam — aber *nicht* in der Administration! — gelungen, in Partnerschaft unsere TeilnehmerInnen zur Selbstartikulation zu motivieren und es ihnen zu ermöglichen, aus der Tiefe ihrer je eigenen Existenz miteinander zu teilen, kulturell, religiös und sozial. Darüberhinaus haben wir, allerdings ziemlich erfolglos, ein Zeichen für die englischen Institutionen gesetzt, wie eine Struktur aussehen könnte, die auf Gerechtigkeit und Versöhnung zwischen Menschen beruht. An diesem „Tisch“ war niemand ausgegrenzt!

B.M.: Was siehst Du dann persönlich als Deine Fehler an?

R.G.: Daß wir die Machtfrage nicht stellen, bzw. nicht genügend beachtet, daß althergebrachte Institutionen immer mächtiger sind als neue Bewegungen. Ich denke, wir haben versagt, als wir versuchten, diese Art von neuer Ordnung oder neuer Sensibilität in die weiße Struktur einzuführen. Wir waren naiv und haben die grausame europäisch-westliche Geschichte nicht genügend bedacht, die über Jahrhunderte andere Völker zum Schweigen verurteilte. So gab es plötzlich sehr viel „Kooption“ in den englischen Institutionen, um Harmonie zu betonen und wenig Buße, wenn ich das biblische Wort gebrauchen darf. Diese Einsicht hat sich in meiner Arbeit in der BRD eher noch verschärft, weil hier der Bewußtseinsprozeß aus historischen und politischen Gründen noch weniger vorangetrieben ist und weil sich die Kirche, deren Beamtin ich bin, im wesentlichen als ein monokultureller und monokonfessioneller Apparat darstellt. Ich fühle mich also fünfzehn Jahre meines Lebens zurückversetzt und weiß doch, wohinein auch wir uns angesichts bikultureller Familien und multikultureller Städte

verändern *müssen*. Kaum ein bundesrepublikanisches Gremium heute, das der Notwendigkeit gleicher Chancen und gleicher Wertigkeit schon genügend Gestalt verleiht! So empfinde ich mich oft wie eine, die das gemeinsame Brot am Tisch nicht finden kann, weil es denen, die es am nötigsten brauchen, vorenthalten wird.

B.M.: Hast Du nicht auch Freuden oder positive Erkenntnisse mitzuteilen?

R.G.: Ich führe heute öfters Begegnungen zwischen VertreterInnen ethnischer Minoritäten in Britannien und in der BRD herbei — mit jungen TürkInnen und jungen Schwarzen oder Verantwortlichen von Gruppen oder Gemeinden hier und dort. Das hat jeweils weitreichende Wirkungen. Vor allem Leute, die durch die Kurse gegangen sind, haben eine viel größere Sensibilität als andere, interkulturell zu kommunizieren. Auch wenn die PartnerInnen nicht die gleiche Sprache sprechen, springt etwas über von dem Funken des Dialogs. Wir merken plötzlich, daß nur durch uns selber und d.h. auch von unten, den „grass-roots“ her (und nicht von oben), die Barrieren von Klasse, Rasse und Kultur überwunden werden können. Zweitens, noch wichtiger (aber natürlich deutschen Bundesbürgern schwierig zu vermitteln), hat mich die Kirche der Schwarzen mit einem Instrumentarium versehen, das auch bedeutsam für ethnische Minoritäten in unserem Lande ist, mögen sie nun christlich sein oder nicht. Als einziges Überlebenszentrum für die Verschleppten und Ausgebeuteten in der „Neuen Welt“, jedenfalls in der Karibik und in Nordamerika, hat sie wichtige Strukturen des Widerstandes entwickelt. Die Bedeutsamkeit von „Dritte Welt“-Strukturen auch unter uns, die Suche nach elementarer Achtung und gesellschaftlicher Anerkennung und die Bereitschaft, für die eigene menschliche Würde einzustehen, werden mich niemals wieder verlassen als einige der wesentlichsten Elemente in der pädagogischen (und kirchlichen) Arbeit. Oder mit den Worten einer jungen Schwarzen: „Jesus hat gesagt, wo zwei oder drei in Solidarität zusammenstehen, da bin ich mitten unter ihnen!“

(1) Sie entstanden neben den westlichen (katholischen und evangelischen) und östlichen (orthodoxen) Ausformungen des Christentums am Beginn dieses Jahrhunderts im Zusammenhang der Wiederentdeckung afroamerikanischer Kultur, d.h. in einer inter-rassischen Bewegung unter schwarzer Führung. Pentekostale Kirchen haben heute ca. 300 Millionen Anhänger, organisieren sich vor allem in Ländern der Dritten Welt und sind im wesentlichen Teil oraler Kulturen.

(2) Sie gibt es seit dem 18. Jahrhundert in Amerika. Mit der pentekostalen Bewegung erhielten sie seit Anfang dieses Jahrhunderts einen Aufschwung besonders in Lateinamerika und der Karibik. Die ersten afrikanischen unabhängigen schwarzen Kirchen entstanden um 1920; heute zählt man ca. 6000 unabhängige Christliche Kirchen in Afrika.